

ISABELLA TRUMMER

TOD IM SCHILCHERLAND

Kriminalroman

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: lumoxx/photocase.de
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Uta Rupprecht
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2020
ISBN 978-3-7408-0957-7
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Mein Dank gilt Christine –
Freundin, Erstleserin und kompetente Kritikerin.
Ihr Gefühl für eine gute Geschichte
lässt mich immer wieder dazulernen.

*Hinter allem Bösen schreitet die Rache.
Die Rache hält nicht Schritt mit dem Bösen,
das voranschreitet,
die Rache holt auf dem Marsch
jede Stunde etwas auf,
seien es auch nur drei Schritte.*

Paul Keller

*Es gibt noch etwas Schlimmeres
als den Schmerz der Erniedrigung.
Die Qual des Hasses.*

Karel Čapek

Nicht hinsehen.

Bloß nicht noch einmal hinsehen.

An etwas anderes denken.

Die Augen schließen und von hundert rückwärts zählen. Ja, genau. Oder das Alphabet auf Englisch aufsagen. Oder ...

Er könnte noch viele andere Dinge tun. Dinge, die ihn nicht in Teufels Küche bringen. Den Teller mit dem Besteck vom Küchentisch nehmen und in der Spüle abwaschen, zum Beispiel. In seine Schlafkammer hinaufgehen und einen Comic lesen. Oder das Haus verlassen und schauen, ob der Totengräber schon nach Hause gekommen ist. Der hat vielleicht wieder eine Tierfigur für ihn geschnitzt. Oder in den Wald laufen, auf einen Hochsitz klettern und Vogelstimmen nachmachen.

Das alles kann er tun.

Stattdessen wird sein Blick immer wieder wie von einem Magneten zum Vorraum hingezogen. Die Küchentür ist offen, und er kann an der Garderobe die Jacke des Vaters sehen. Aus deren Tasche ein Stück eines Schlüsselanhängers herauschaut, ein weißes Plastikschildchen, auf dem ein Pfau abgebildet ist. Ein Teil der bunten Pfauenfedern lugt aus dem Stoff, er ist sich sicher.

Es war heute schon in der Früh warm. Wahrscheinlich hat der Vater die dünnere Jacke genommen und nicht an den Schlüssel in der Lodenjacke gedacht. So muss es gewesen sein. Also ist der Schlüssel jetzt hier. Keine fünf Meter von ihm entfernt.

Der Schlüssel. Der das verbotene Zimmer sperrt. In das nur der Vater hineindarf. »Wenn ich dich da drin erwisch, schlag ich dich tot«, hat Kajetan mehrfach zu ihm gesagt. Und er ist sich sicher, dass es keine leere Drohung gewesen ist.

Aber ...

Was schadet es, wenn er einen Blick hineinwirft? Nur schnell die Tür aufmachen, sich kurz umsehen. Das wird der Vater gar

nicht merken. Bestimmt nicht. Er wird den Schlüssel gleich wieder in die Jackentasche stecken, und alles ist wie vorher.

Genau.

Langsam geht er zur Garderobe, den Blick auf den Anhänger gerichtet. Ein Schauer überläuft ihn. Nein, er traut sich nicht. Wenn nur seine Schwester da wäre, die könnte Schmiere stehen. Aber Brigitte lebt nicht mehr, ebenso wenig wie seine Mutter und sein Vater. Also sein *richtiger* Vater. Kajetan Reinprecht ist sein Stiefvater, dem man zu gehorchen hat, wenn man nicht windelweich geprügelt werden will. Davon kann er ein Lied singen.

Trotzdem.

So eine Gelegenheit kommt wahrscheinlich nicht wieder. Wenn er jetzt zu feige ist ...

Er schaut auf die Küchenuhr. Kurz vor halb fünf. Kajetan kommt frühestens um fünf Uhr nach Hause. Also hat er eine halbe Stunde. Mit spitzen Fingern nimmt er den Anhänger und zieht den Schlüssel aus der Tasche. Vor Aufregung vergisst er zu atmen. Soll er ihn gleich wieder in die Jackentasche versenken, oder soll er wirklich ...?

Der Halbstundengong der Uhr gibt den Ausschlag. Er geht zum verbotenen Zimmer, steht vor der dunklen Eichentür. Seine schweißnassen Finger umkrampfen den Schlüssel. Wenn mir der Vater draufkommt!, denkt er noch, als seine Hand wie von selbst den Schlüssel ins Schloss steckt und nach rechts dreht. Das Klacken des Schlosses dröhnt ihm in den Ohren.

Er drückt die Klinke und öffnet langsam die Tür. Steht an der Schwelle, wagt es noch nicht, einzutreten. Das Zimmer wartet schweigend.

Er macht den ersten Schritt, sieht sich um. Er weiß nicht, was er erwartet hat, etwas Unerhörtes, Entsetzliches ... jedenfalls etwas Geheimnisvolles. Doch er sieht nur ein ganz normales Zimmer. Ein ungemachtes Bett, daneben ein paar leere Bier- und Weinflaschen, einen Schrank, eine Kommode, einen Tisch mit einer leeren Vase drauf, davor ein Sessel. Das kleine Fenster hinter zugezogenen Vorhängen, die das Licht nur spärlich her-

einlassen. An den Wänden ein paar Jagdtrophäen, auch nicht ungewöhnlich. Er weiß ja, dass Kajetan immer wieder einmal wildert.

Die Enttäuschung löst seine Anspannung. Er geht zum Kasten und öffnet die Doppeltür. Schwere Bergschuhe stehen auf dem Boden, darüber hängt Jagdkleidung auf Bügeln. In der linken Ecke lehnen zwei Jagdgewehre, im Fach darüber ein paar Schachteln Munition. Er schließt den Kasten wieder ab und geht zur Kommode.

Er zieht die Schubladen auf, findet aber nur Krimskrums, der ihn nicht interessiert. In der letzten Lade entdeckt er einen kleinen Holzkasten. Neugierig hebt er ihn heraus und betrachtet ihn von allen Seiten. Er ist abgesperrt, der Schlüssel steckt nicht im Schloss. Was da wohl drin ist? Seine Finger tasten die Lade ab, aber abgesehen von dem Holzkästchen ist sie leer. Er sieht sich im Zimmer um, doch es ist aussichtslos. Der Schlüssel könnte überall sein. Und die Zeit läuft. Vielleicht hat ihn der Vater ja auch mitgenommen.

Sein Blick fällt auf die Vase. Hm. Kajetan hat mit Blumen noch nie etwas am Hut gehabt. Er hebt die Vase an und schüttelt sie. Das helle Klirren des kleinen Schlüssels am Boden klingt wie eine Siegesfanfare. Er lässt den Schlüssel herausgleiten und sperrt das Kästchen auf.

Der Moment, in dem er den Deckel anhebt, verändert sein Leben für immer.

Regungslos sitzt er auf dem Boden und starrt auf die Bilder in seinen Händen. Das Gefühl für Zeit hat er längst verloren. Ein vertrautes Quietschen holt ihn zurück in die Wirklichkeit. Das Gartentor! Der Vater kommt heim! Er springt auf und stopft die Bilder wieder in das Kästchen. Mit bebenden Fingern schließt er ab, steckt es zurück in die Lade, schiebt diese mit einem Ruck zu. Der kleine Schlüssel muss in die Vase! Er stürzt zum Tisch, stößt in der Eile an die Tischplatte. Er versucht noch, die Vase zu packen, doch er ist zu langsam. Entsetzt sieht er sie vom Tisch fallen und in tausend Stücke bersten. Er kniet sich

auf den Boden und wischt panisch die Porzellansplitter unter den Kasten. Den Schlüssel wirft er hinterher.

Raus aus dem Zimmer! Abschließen! Den Schlüssel in die Jackentasche zurückstecken! Schon hört er Kajetan auf die Haustür zustapfen. Er rennt in die Küche und entkommt durch das geöffnete Fenster. So schnell er kann, läuft er durch den Garten, doch seine Beine sind wie Gummi. Wo soll er hin? Er muss sich verstecken. Vor ihm liegt die Wiese, das kleine Haus des Totengräbers scheint unendlich weit weg, nirgends findet er Deckung.

Die Fliederbüsche! Er hastet seitlich am Garten entlang und wirft sich hinter den Büschen auf den Boden. Seine Lunge brennt, verzweifelt keucht er ins Gras. Hoffentlich hat ihn der Vater nicht gesehen! Hoffentlich war er schnell genug!

Vorsichtig hebt er den Kopf und späht zum Haus. Nichts rührt sich. Der Vater wird bestimmt in der Küche sitzen und sich die Suppe wärmen. Dabei wird er die Zeitung lesen, die Beine lang unter dem Tisch ausgestreckt. Wie viel Zeit bleibt ihm noch, bis der Vater bemerkt, was er getan hat? Er prüft den Stand der Sonne, sie geht bereits unter. Wenn er Glück hat, ist es dunkel, bevor Kajetan das verbotene Zimmer betritt.

Er dreht sich auf den Rücken und schaut in das Blau des Himmels, in das die müde Sonne noch ein paar orangefarbene Schlieren hineinmalt. Ja, so könnte es funktionieren. Im Schutz der Dunkelheit kann er es wagen, über die Wiese zum Haus des alten Totengräbers zu laufen und dort Schutz zu suchen. Der ist sein Freund. Aber was dann? Er muss untertauchen. Nur wie? Er ist noch nicht einmal vierzehn. Er hat kein Geld und nur das dabei, was er am Leib trägt. Man wird ihn suchen. Und finden. Und zu Kajetan zurückbringen.

Doch eine Rückkehr ist ausgeschlossen. Der Vater wird ihn umbringen, da ist er sich sicher. Er denkt zum tausendsten Mal an seinen Hund Lucky, der sein Ein und Alles gewesen ist. An den Tag, als der Vater ihn geschlagen und Lucky zugebissen hat. Er wollte ihn, sein Herrchen, verteidigen. Die Reaktion kam umgehend. Starr vor Entsetzen hat er zugesehen, wie Kajetan

Lucky sein Jagdmesser in den Bauch gerammt und den Hund zum Hackstock geworfen hat. Nachdem die Tränen versiegt waren, hat er am Rand des Friedhofs ein kleines Grab geschaufelt. Als er Lucky begraben wollte, erwartete ihn der abgehackte Kopf des Tieres, auf einen Holzpfahl genagelt.

»Hier gibt's nur einen Herrn«, hat Kajetan gesagt, und sein Blick hat sich in ihn gebohrt. Dafür wird *der Vater* eines Tages büßen, das hat er sich damals geschworen.

Für den Moment ist er jedenfalls sicher. Er wird die Dunkelheit abwarten, dann wird er sich etwas überlegen. Er seufzt. Die Panik ist gewichen und hat einer bleiernen Müdigkeit Platz gemacht.

Er schließt die Augen.

»Hab ich dich, du gottverdammter Hurensohn!«

Sein Arm wird hochgerissen, er spürt Kajetans Speichelspritzer in seinem Gesicht.

»Dir werd ich zeigen, was es heißt, mich auszuspionieren! Ich schlag dich tot, du elender Hundsfott!«

Kajetan zerrt ihn zum Haus, der eiserne Griff macht jede Flucht unmöglich. Als er um Hilfe schreit, legt sich die Pranke des Vaters über seinen Mund. Er wird ins Haus gestoßen, die Tür fällt mit einem Knall ins Schloss.

Am nächsten Morgen rückt die Feuerwehr an, um das Reinprechthaus zu löschen. Sie finden den Jungen auf dem Friedhof am Grab seiner Mutter. Er spricht kein Wort. Stunden später wird die verkohlte Leiche Kajetan Reinprechts in den Trümmern gefunden. Die kriminaltechnische Untersuchung ergibt Mord mit anschließender Brandlegung. Der Totengräber wird verhaftet und gesteht. Zum Motiv und zum Tathergang macht er keine Angaben. Zu der Tatsache, dass der Brandleiche der Kopf fehlt, schweigt er ebenfalls. Es kommt nie zu einer Verhandlung, denn ein paar Wochen später stirbt er an Bauchspeicheldrüsenkrebs.

Kajetans Schädel bleibt verschwunden.

Zehn Jahre später

1

Als der alte Beingrübl frühmorgens um fünf mühsam erwacht, deutet nichts darauf hin, dass dies sein letzter Tag auf Erden sein wird. Sonst wird er vom Hahn geweckt, der beim ersten Morgengrauen martialisch krähend seine Revieransprüche verkündet. Aber der hat heute kläglich versagt.

Als wollten sie das Versäumte wiedergutmachen, veranstalten die Singvögel im Obstgarten ein wildes Gezeter, das schließlich ins Beingrübl'sche Bewusstsein dringt. Ächzend wälzt er sich aus dem Bett, die Beine voran, damit er nicht schon am Beginn des Tages mit seinem Ischiasnerv auf Kriegsfuß steht. Langsam bringt er seinen Oberkörper in eine aufrechte Position. Suchend fahren seine nackten Füße über den Boden, bis sie die Schlapfen gefunden haben.

Seinen Schlafanzug hat er auch schon mal besser ausgefüllt. Aber was willst du machen: Im Alter wird man halt immer weniger. Er schlurft in die Küche, füllt Wasser und Kaffee in die Filtermaschine und deckt den Tisch. Er versucht, beim Hantieren leise zu sein, damit der Bub noch ein bissl schlafen kann. Die Jugend kommt ja morgens kaum aus dem Bett – auch so was, das sich im Alter verflüchtigt.

Beingrübl setzt sich an den Tisch und holt zwei Scheiben Brot aus der Verpackung. Er riecht dran und schüttelt den Kopf. Kein Vergleich zum selbst gebackenen Brot seiner Resi. Damals hat das Brot nach Getreide, Gewürzen und Erde gerochen. Das maschinell hergestellte Zeug heutzutage riecht nach gar nichts. Er muss schlucken, als er an den würzigen Geschmack echten Bauernbrots denkt. Und erst die Kruste! Aber das ist lang her. Seine Resi ist viel zu früh von ihm gegangen.

Er hat kein zweites Mal geheiratet. Wozu hätte das gut sein sollen? Er hat es hinter sich gebracht, das Gute wie das

Schlechte. »Die Stationen des Lebens«, wie der Pfarrer bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen immer so blumig sagt. Beingrübl hat seinen Teil abbekommen: eine Zeit lang ein bissl Glück, danach jahrelang Kummer, Ärger und Enttäuschung. Vielen Dank dafür. Bitter und zynisch ist er geworden, das weiß er selbst. Und er traut niemandem mehr. Eins steht fest: Der Mensch ist nicht gut, kein Stück. Da kann der Pfarrer sagen, was er will. Und je mehr einer hat, desto mehr muss man vor ihm auf der Hut sein.

Fast sechs.

Zeit, den Buben zu wecken.

»Soll ich uns heut was kochen, Bertl?«

Beingrübl weiß selbst, wie großspurig das Angebot klingt. Er bekommt höchstens eine Eierspeis, Würstel oder eine Suppe hin. Salat geht auch noch. Aber seine Kochkünste haben schon hie und da ihren Zweck erfüllt, wenn der Bub spät von der Arbeit gekommen und zu müde gewesen ist, in ein Gasthaus zu gehen.

»Nein, Opa, das braucht's net. Keine Ahnung, wann ich heut nach Haus komm. Wird wahrscheinlich spät werden.«

»Auch gut. Ich hab heut noch a Auslieferung.«

Der junge Mann kneift grinsend ein Auge zu. »Irgendwann erwischen s' dich.«

»Man muss halt aufpassen, wen man als Kunden hat.«

Bertl hebt in gespielter Resignation die Schultern und geht zur Tür.

»Ist eh zwecklos, was zu sagen. Servus, du altes Schlitzohr.«

Beingrübl schaut seinem Enkel durchs Fenster zu, wie der den alten Toyota wendet und davonfährt.

Passt, denkt er.

Heut hat er viel vor. Da ist es schon gut, dass er den ganzen Tag seine Ruhe hat.

Was er macht, davon braucht Bertl nichts zu wissen.

Rasch zieht er sich die blaue Drillichhose über und schlüpft in die Holzpantoffeln. Er muss, bevor er fährt, noch im Stall das Vieh versorgen, er weiß schließlich nicht, wie lange er wegbleiben wird. Viel hat er eh nicht mehr, bloß noch ein paar Hühner, drei Hasen und Jaqueline, die Mutterkuh mit ihrem Kalb. Er hat einmal mit seinem Enkel einen Disput gehabt über die neumodischen ausländischen Namen, mit denen jeder seinen Nachwuchs straft. »Können die Leut den Kindern denn nicht Namen geben, die zum jeweiligen Land passen?«, hat er gefragt. Bertl hat ihn hinterwäldlerisch genannt, woraufhin Beingrübl die neu erworbene Kuh »Jaqueline« getauft hat. Auf den verwunderten Blick seines Enkels hat er gemeint, »Jessica« habe ihm auch gut gefallen, er habe lange geschwankt. Man wolle ja schließlich keine hinterwäldlerische Kuh im Stall haben. Da ist der Bertl in schallendes Gelächter ausgebrochen und hat gesagt: »Botschaft angekommen. Auf die Milch wirds keine Auswirkung haben.« Jaja, manchmal muss man den Jungen halt zeigen, dass man noch kein alter Depp ist.

Vom Stall geht es in den Schuppen. Er drückt sich an seinem alten Kleintransporter vorbei und nimmt einen Korb vom Regal. In die hintere Wand ist eine Tür eingelassen, die in einen zweiten Raum führt. Wer es nicht weiß, dem fällt die Tür gar nicht auf, dafür hat er mit Kästen und Regalen gesorgt. Dieses Gelass nennt er seinen Hobbyraum. Er wählt den passenden Schlüssel am Ring und sperrt auf. Dann geht er vorbei an der kupfernen Brennanlage und allerlei Zubehör und atmet zufrieden den Dunst ein, der sich über die Jahre in den Wänden eingenistet hat, egal, ob er gerade Schnaps brennt oder nicht. Er greift in eine Schachtel, und fünf Flaschen Selbstgebrannter wandern in den Korb.

Er macht eine kurze Bestandsaufnahme. Bis zum Hochsommer wird es noch reichen. Dann ist das neue Obst wieder genau richtig, um in eine schmackhaftere Form umgewandelt zu werden. Sein Zwetschgerner ist legendär, da ist er nicht wenig stolz

drauf. In den letzten Jahren allerdings hat sich der Geschmack der Abnehmer etwas gewandelt, Birnen- und Marillenschnaps sind angesagt. Beingrübli hat in seinem Obstgarten aber wesentlich mehr Zwetschgen- als Birn- oder Marillenbäume. Doch um eine Lösung ist er nicht verlegen: In den Zwetschgenschnaps wird einfach ein Teil Birnenschnaps gefüllt, und fertig ist der Williams. Da darf man sich nix scheißen. Etikett kommt eh keines drauf. Und dann kann ihm keiner was.

Der Dorfwirt, einer seiner größten Kunden, vollzieht dann im Keller die Wandlung. Wie der Pfarrer bei der Sonntagsmesse. Er füllt den Schnaps in die leeren Markenflaschen mit Etikett ... *Nehmet und trinket alle daraus*. Und? Hat's bisher jemandem geschadet? Der Wirt verdient, und er verdient. Bertl hat das einmal grinsend eine Win-win-Situation genannt, was Beingrübli nicht spaßig, sondern lebenspraktisch findet. Eine spezielle Form der Ab-Hof-Vermarktung, wenn man so will.

Mit so Kleinigkeiten wie Anmeldung und Genehmigung hat er sich nie aufgehalten. Was er auf seinem Grund und Boden macht, geht keinen was an. Schon gar nicht die Behörden. Die wollen nur abkassieren, sonst nix. Er zahlt ja auch keine Steuern für seine Bohnen. Oder für den Salat. Na also.

Wieder im Haus, beginnt er mit dem Aufräumen. Lass die Küche nie unaufgeräumt, hat seine Resi immer gesagt, man weiß nie, ob nicht doch Besuch kommt. Daran hat er sich bis heut gehalten. Nachdem er das Geschirr gespült hat, geht er ins Bad. Heute muss die Morgentoilette etwas umfangreicher ausfallen als sonst. Als er aus der Dusche kommt (Bertl hat darauf bestanden, dass so ein Ding eingebaut wird. Du wirst auch nicht jünger, hat er gesagt, und kannst vielleicht bald nicht mehr in die Wanne steigen, was Beingrübli mit einem unwirschigen Grunzen quittiert hat), reibt er sich mit seinem kratzigen Handtuch trocken. Darauf hat er bestanden: Seine Handtücher werden nicht weich gespült. Er will was spüren, wenn er ein Handtuch benutzt, nicht wie die Weicheier heutzutage, die sich am liebsten trocken streicheln.

Er stellt sich vor den Spiegel und betrachtet seine faltige Ge-

sichtshaut, auf der ein weißgrauer Dreitagebart wuchert. Alt ist er geworden, da hilft kein Schönreden, aber im Hirnkastl fehlt noch nix, denkt er. Das werden einige noch zu spüren bekommen, die meinen, sie könnten ihn über den Tisch ziehen. Er zwinkert seinem Spiegelbild zu, und seine Augen funkeln kampfeslustig.

Bertls Elektrorasierer mit Verachtung strafend, greift er zu seinem Rasierpinsel und schäumt ihn ein. Neumodisches Glump, kein Elektrischer rasiert so sauber wie eine Klinge, da können die Leut sagen, was sie wollen. Sein Gesicht verschwindet allmählich unter einer Schicht weißen Schaums, bis er aussieht wie ein Weihnachtsmann, dem man Watte ins Gesicht gepickt hat. Vorsichtig setzt er die Klinge an und beginnt mit der Rasur. Er zieht die Haut in alle Richtungen, damit er in jeder Falte die störenden Barthaare erwischt, und schneidet dabei allerlei Grimassen. Als er fertig ist, wischt er sich die Schaumreste ab und atmet tief durch. Ja, so ist man präsentabel, wenn man unter Leute geht.

Und was Wichtiges vorhat.

3

Der Doppelhofer hat heut net gut ausgesehen, denkt Beingrübl, als er aus dem Haus des Arztes kommt und in seinen alten Lieferwagen steigt. Ob er krank ist? Oder gestern bloß zu tief ins Glas geschaut hat? Wohl eher Letzteres. Aber er will nix sagen, der Arzt ist einer seiner verlässlichsten Kunden. Da wär er schön blöd, wenn er Gerüchte in die Welt setzt und die Kundschaft vergraut. Außerdem: Der Jüngste ist der Dorfarzt halt auch nimmer. Wär an der Zeit, dass er einen Neuen einarbeitet, der dann seine Praxis übernimmt. Aber welcher junge Arzt geht heute schon aufs Land? Es dürfte ruhig auch eine junge Ärztin sein. Kein Problem. Da würde man auch wieder gern zum Doktor gehen.

Kurze Zeit später sieht Beingrübl den »Lärchenwirt« vor sich

und fährt zur Rückseite des Gasthauses. Er nimmt lieber den Lieferanteneingang, der ist von der Straße aus nicht einzusehen. Seine gut eingespielte Ab-Hof-Lieferung geht schließlich nur ihn und den Sepp was an.

In der Küche herrscht geschäftiges Treiben, aus Töpfen quillt Dampf, in diversen Pfannen brutzelt es leise. Die Wirtin hat alles im Blick und scheucht die Küchenhilfe zu den Salat- und Gemüseschüsseln. Sie nickt dem Beingrüb'l kurz zu, der mit einem Hofer-Plastiksack in der Tür steht.

»Sepp!«, ruft sie durch das Futterloch in den Gastraum.
»Kannst einmal kommen?«

Der Wirt erscheint und winkt Beingrüb'l nach hinten. Wortlos gehen sie in den Keller, und nach einigen Minuten hört man sie die alten Steinstufen wieder heraufstapfen. Jetzt hat der Beingrüb'l keinen Plastiksack mehr in der Hand.

»Willst was essen? Es gibt heut Wildgulasch.«

Der Wirt bemerkt erst jetzt das weiße Hemd und den Sonntagsjanker seines Lieferanten. Das Geschäft geht eben vor, erst danach kommt das Private.

»Oder bist wo eing'laden?«, setzt er nach. »So wie du dich herausgeputzt hast.«

»Wer soll mich schon einladen? Ich hab halt an Termin in der Stadt. Da kann ich ja schlecht mit dem Arbeitsg'wand gehen.«

»Aber auf ein Bier bleibst doch noch?«

Der Beingrüb'l schüttelt den Kopf. »Bin schon spät dran. Ich schau vielleicht auf dem Rückweg noch einmal herein.«

»Na, dann bis später«, sagt der Wirt, der dem Beingrüb'l gern auf den Zahn gefühlt hätte, was er denn im Sonntagsstaat in der Stadt zu tun hat. Macht nix. Früher oder später landet eh jede Neuigkeit bei ihm am Tresen. Das ist ein dörfliches Grundgesetz.

Beingrüb'l nickt dem Wirt zum Abschied zu, ohne sich noch etwas aus der Nase ziehen zu lassen. Nein, nein, denkt er, ist schon besser so. Wer weiß, ob es bei einem Bier bleibt. Und heut braucht er einen klaren Kopf.

Jetzt hat er nur noch eine Flasche in seinem Korb. Sie ist für die alte Weber Rosl bestimmt. Die trinkt auch gern einmal einen Schnaps, »wenn's fette Essen so drückt«, aber den größten Teil verwendet sie für die Herstellung von Einreibungen. Sie weiß noch um die heilkräftige Wirkung diverser Pflanzen und Kräuter, und bei kleineren Beschwerden fragen die Leute lieber die Rosl, als zum Arzt zu gehen. Zumindest die alten Leute.

Als auch dieses Geschäft abgeschlossen ist, bleibt er noch auf ein Schwätzchen. Viele im Dorf halten die Rosl für schrullig oder spinnert, aber er weiß es besser. Ihr macht so leicht keiner was vor, sie zählt eins und eins zusammen und hat längst keine Illusionen mehr, was Anstand und Ehrbarkeit der Dörfler betrifft.

Inzwischen ist es halb zwölf geworden, und er muss sich beeilen, damit er nicht erst nach Geschäftsschluss die Stadt erreicht. Er fährt die Sankt-Martiner-Straße hinunter, ein Stück den Gößnitzgraben entlang und über Kowald nach Voitsberg. Er muss ein bisschen suchen, bis er einen Parkplatz gefunden hat. Als er mit seiner abgewetzten Aktentasche vor der Sparkasse steht, hat er noch zehn Minuten. Das reicht.

Zurück auf der Straße empfängt ihn das Glockenspiel des Rathauses. Es ist also Mittag, da wär es schon ganz gut, was zu essen. In ein Gasthaus geht er nicht, viel zu teuer. Man muss den Städtern das Geld ja net eimerweise zur Tür hineinschütten. Vielleicht findet er ja einen Würstelstand, diese Ausgabe will er sich schon leisten. Parallel zur Durchgangsstraße geht er die Gassen hinauf und hinunter, aber alles, was er in seiner Preisklasse findet, ist eine Bude mit Straßenverkauf, auf der groß »Döner« steht. Er kennt das Wort von seinem Enkel, der das Zeug gern mag. Bis heut hat Beingröbl mit dem ausländischen Glump nix am Hut gehabt. Aber der Preis passt. Ob er es probieren soll?

Er sieht einen zylinderförmigen Fleischurm, der sich dreht. Wie soll das gehen? Ein junger Mann türkischer Abstammung fragt ihn nach seinen Wünschen. Zögerlich zeigt er auf den Turm.

»Ein Mal? Mit Soße? Mild? Scharf?«

Was nun? Am besten wird sein, sich auf nix einzulassen.

»Mild«, murmelt er.

Der junge Mann grinst und nimmt ein großes Messer. Wenigstens kein Krummsäbel, denkt Beingrübl und beobachtet misstrauisch, wie der Mann Fleischränder seitlich vom Turm abschabt, die er in ein Fladenbrot fallen lässt. Dann klatscht er einen Löffel voll heller Soße drauf und schlägt den Fladen zusammen. Das Ganze wird ihm auf einem Papierteller mit ein bisschen Salat und einer Plastikgabel hingeschoben.

Beingrübl klemmt sich die Aktentasche unter den Arm, zahlt und nimmt den Papierteller vorsichtig mit beiden Händen, was wieder mit einem Grinsen quittiert wird. Frecher Türkenbengel!

Aber riechen tut es schon gut.

4

Er sitzt auf einer Steinbank am Hauptplatz im Schatten eines Kastanienbaumes. Genüsslich leckt er sich das letzte Fett von den Fingern, knüllt den Papierteller um die Gabel und wirft beides in den Müllkübel neben ihm. Er ist sehr mit sich zufrieden.

Der Döner war wirklich schmackhaft, nein, er war saugut. Man muss halt öfter was Neues ausprobieren. Der Bertl wird schauen, wenn er ihm das erzählt.

Beingrübl zieht eine Schachtel Zigaretten aus der Jackentasche und steckt sich eine an. Entspannt lehnt er sich zurück und sieht den vorbeifahrenden Autos nach. Jaja, der Bertl. Der hat noch net viel Gutes in seinem Leben gehabt. Wie auch, mit solchen Eltern. Beingrübls Miene verfinstert sich.

Er hat mit seiner Resi nur eine Tochter gehabt. Die Laura war grad einmal vierzehn, als die Mutter von ihnen gegangen ist. Beingrübl hat getan, was er konnte, aber einen wirklichen Draht hat er zu seiner Tochter nie gehabt. Das Unglück hat

mit dem Kerl angefangen, in den sich die Laura ein paar Jahre später verschaut hat. Beingrübl hat ihn von Anfang an nicht leiden können. A große Goschn, nix dahinter. Hat sich in den Wirtshäusern herumgetrieben und war bei jeder Rauferei dabei. Aber bei den Weibern hat er einen Schlag gehabt, so ist das ja oft.

Der Drecksack hat's halt sein müssen, da haben all seine Warnungen nix genutzt. Nach der Heirat haben sie ein paar Monate bei ihm gelebt, aber es ist nicht lang gut gegangen. Streit und Tränen jeden Tag. Als sein Herr Schwiegersohn ihm Geld aus dem Schrank gestohlen hat, ist für Beingrübl Schluss gewesen. Er hat ihn aus dem Haus geschmissen, und die Laura ist mit dem Lumpen mitgegangen. Dabei war sie damals schon schwanger, was Beingrübl nicht gewusst hat. Beim Weggehen hat sie ihm unschöne Dinge an den Kopf geworfen, die er ihr bis heute nicht verziehen hat. Da hat er halt Nägel mit Köpfen gemacht, wie es so seine Art ist, und ihr nachgeschrien, dass sie sich nie mehr blicken lassen soll. Sie sei für ihn gestorben. Damit war das Thema Familie für ihn abgehakt.

In den folgenden fast achtzehn Jahren hat er sich um seinen Hof gekümmert, hat als Lkw-Fahrer Baustellen mit Schotter beliefert und seinen Schnaps gebrannt. Wenn die Rede auf seine Tochter gekommen ist, hat er sich mit den Worten »Ich hab keine Tochter« alle Fragen und Schwätzer vom Leib gehalten.

Bis vor ein paar Jahren. Da ist er bei seinem Nachbarn vorm Haus gesessen, und nach ein paar Schnäpsen hat der Nachbar erzählt, dass Beingrübl einen Enkel hat, der einen Großvater gut gebrauchen könnte. Er weiß bis heute nicht, warum er sitzen geblieben ist, aber er hat sich die Geschichte angehört.

Nach dem Rausschmiss waren Laura und ihr Mann in eine Gemeindewohnung in Voitsberg gezogen. Sie haben einen Sohn bekommen und ein Jahr später eine Tochter. Der Windhund von einem Schwiegersohn hat mehrmals die Arbeit verloren, er ist unzuverlässig gewesen, hat gesoffen und rumgehurt. Im Suff hat er Frau und Kinder verprügelt, bis die Zustände den Behörden zu Ohren gekommen sind. Mittlerweile konnte auch Laura das

Elend nur noch ertragen, wenn sie zur Flasche gegriffen hat. Als die Leute vom Jugendamt vor der Tür gestanden sind, haben sie eine verwahrloste Wohnung vorgefunden, eine Mutter, die sich fast ins Koma gesoffen hatte, und zwei traumatisierte Kinder. Das Mädchen hat nie richtig sprechen gelernt und ist in eine Einrichtung gebracht worden, Bertl hat in einer betreuten WG gewohnt und eine Elektrikerlehre angefangen. Die Mutter ist in der Wohnung geblieben. Irgendwann hat ihr Mann sie so brutal verprügelt, dass ihr ein Hirnschaden geblieben ist. Ein paar Monate später ist sie vor einen Bus gelaufen und an den Verletzungen gestorben. Ob sie sich hat umbringen wollen oder ob es ein Unfall war, weiß keiner.

Ihr Mann ist ins Gefängnis gekommen und hat sich nach ein paar Wochen in der Zelle erhängt. Kein Verlust für die Menschheit. Beingrübls Enkelin hat auch nur mehr ein Jahr gelebt, ihr Herz hat versagt.

»Wenn du also noch was von deiner Familie retten willst, wäre jetzt die Gelegenheit dazu«, hat der Nachbar noch gemeint.

Er hat eine Nacht gebraucht, um das Richtige zu tun.

Am nächsten Morgen ist er zur Arbeitsstelle seines Enkels gefahren und hat ihm angeboten, bei ihm zu wohnen. Bertl hat zunächst zurückhaltend reagiert, misstrauisch fast, aber das hat den Beingrübll nicht beeindruckt. Er hat dem Buben klargemacht, dass er sich so die Miete sparen kann und auch sonst nichts zu zahlen braucht. »Ich red dir auch nix drein«, hat er noch gesagt.

Eine Woche später hat der Beingrübllhof zwei Bewohner gehabt.

Der Großvater hat sein Wort gehalten und den Buben nicht bedrängt. Große Reden oder Gefühlsduselei sind sowieso nie sein Ding gewesen. Langsam haben sich die beiden aneinander gewöhnt, keiner hat sich in den Tagesablauf des anderen eingemischt. Und mit der Zeit hat sich eine stille Zuneigung entwickelt.

Über Bertls Eltern oder dessen schwere Kindheit haben sie bis heute kein Wort verloren.

5

Die Rathausuhr zeigt fünf vor zwei, als er auf der Steinbank aufwacht. Nach dem Essen wird er immer müd, aber dass ihn nicht einmal der Verkehrslärm von seinem gewohnten Nickerchen abhalten kann, erstaunt ihn. Dann fällt ihm seine Aktentasche ein. Gott sei Dank, sie liegt noch neben ihm. In der Stadt wird ja so viel geklaut, da kannst gar net genug aufpassen. Er gähnt herzlich, zieht eine kleine Wasserflasche aus der Tasche und nimmt einen großen Schluck. Das hat er sich vom Bertl abgeschaut; der sagt, man muss so was immer dabei haben, wegen dem Kreislauf.

Ein bisschen wird er hier noch sitzen bleiben, bevor er zum Notar geht. Um halb drei hat er sich angesagt, kein Grund zur Eile, er kann den Eingang zur Kanzlei von hier aus sehen. Das ist heut eine wichtige Angelegenheit, wahrscheinlich die wichtigste seines verbleibenden Lebens. Er ist ja net mehr der Jüngste, da sollt man schon schauen, dass man zeitig ein Testament macht, damit die richtigen Leut erben. Er hat noch eine Cousine, die ist zwar älter als er, aber rüstig. Und geldgierig. Und dann gibt's noch einen Neffen, den er seit dreißig Jahren net mehr gesehen hat. Sonst sind alle tot von der Verwandtschaft, außer dem Bertl. Und der soll einmal alles kriegen, wenn er selbst sich die Erdäpfel von unten anschaut. Und zwar, ohne sich mit der buckligen Verwandtschaft herumschlagen zu müssen. Weil wenn's was zu erben gibt, kommen die Geier ganz schnell angeflogen, des weiß man ja.

Der Bertl ist finanziell net auf Rosen gebettet. Obwohl er doch so fleißig und sparsam ist. Aber er will was aus sich machen. Er arbeitet als Elektriker, und nebenher macht er noch Kurse, um den Ingenieurstitel zu kriegen. Beingrühl hat sich schon vorgestellt, wie er im Gespräch mit gewissen Leuten so

nebenbei »Mein Enkel, der Elektroingenieur« einfließen lässt. Da wird er aufpassen müssen, dass er net platzt vor Stolz.

Und noch was wird sich verändern beim Buben. Er kommt jetzt in ein Alter, wo er anfängt, sich um eine Frau umzuschauen. Tatsächlich gibt's da auch eine, die's ihm angetan hat. Das hat der Beingrübl schon mitbekommen, er ist ja net blöd. Das Mädlel kommt aus reichen Verhältnissen, so einer wie sein Enkel hat in dieser Familie keine Chance. Aber auch da hat er sich was überlegt.

Er hat nie viel für sich gebraucht. Jeden Monat hat er was weggespart, und zusammen mit den Schnapseeinnahmen macht das eine schöne Summe auf der Sparkass. Der Bertl tät sich wundern, wenn er wüsst, was beim Brennen hängen bleibt. Das Geld wird er ihm geben, wenn es einmal ernst wird mit dem Heiraten. Und net nur das.

Beingrübl gehört nämlich nicht nur der kleine Hof mit dem stattlichen Obstgarten. Ihm gehört auch die halbe Sonnleitenwiese, aber das weiß sein Enkel nicht. Die Wiese hat Beingrübls Mutter als Erbteil mit in die Ehe gebracht, und schon sein Vater hat immer gesagt: »Geld is a Zahl auf an Fetzn Papier. Des einzig Beständige san Grund und Boden.« Der Großbauer, dem die andere Wiesenhälfte gehört, hat ihm schon ein paarmal seinen Teil abkaufen wollen, aber das hat er nie gemacht. Weil Beingrübl das Geld nie gebraucht hat und er den Großbauern nicht hat leiden können.

Jetzt aber hat er vom Bertl gehört, dass über eine Solaranlage gemunkelt wird, die auf der Sonnleitenwiese entstehen soll. Die Lage und die Ausrichtung zur Sonne sollen für das Vorhaben optimal sein. Aber dafür wird die ganze Wiese gebraucht. Sonst würde sich die Anlage nicht rentieren. Ein paar Großkopferte wollen investieren, schön heimlich natürlich, mit den Stromunternehmen soll es schon Verhandlungen geben über jahrelang garantierte Abnahmemengen und Strompreise. Auch schön heimlich. Da hat der Beingrübl gewusst, warum die Angebote gewisser Herrschaften für seine Wiesenhälfte in letzter Zeit sehr großzügig ausgefallen sind.

Er hat aber andere Pläne.

Wenn die seine Wiese wolln, dann zu seinen Bedingungen. Nämlich, dass der Bertl Mitgeschafter wird, und zwar ein gleichberechtigter. Seine Einlage ist die Wiese, ohne die gar nix geht. Damit wär der Bertl net mehr irgendwer. Und könnst als Schwiegersohn eher in Betracht gezogen werden.

Beingrübl hat schon mit einem Anwalt telefoniert, der einen ersten Entwurf aufgesetzt hat. Zu dem wird er nach dem Notarbesuch gehen. Aber eins nach dem anderen.

Fast halb drei.

Vorsichtig steht er auf, nach dem langen Sitzen auf der Steinbank tun ihm alle Knochen weh. Alt sollt man halt net werden, aber sterben will auch keiner, denkt er. Er greift nach seiner Tasche und atmet tief durch. Ein bissl aufgereggt ist er schon, stellt er heut doch die Weichen für die Zukunft seines Enkels.

Als der Beingrübl um sechs Uhr abends wieder nach Sankt Martin hinauffährt, ist sein Hemd durchgeschwitzt. Wenn man so rechtliche G'schichten gescheit anpacken will, ist das schon eine schweißtreibende Angelegenheit.

Kurze Zeit später steht er am Tresen vom »Lärchenwirt« und gönnt sich ein Bier.

Da hat er noch vier Stunden zu leben.

6

Alle Vorhaben, die der Beingrübl an diesem Tag umgesetzt hat, sind weitsichtig und richtig gewesen. So eine Menge folgenswerer Aktivitäten hat er in den ganzen letzten zwanzig Jahren nicht unternommen. Damit hätte er es gut sein lassen und sich vor seinem Haus mit einem letzten Bier entspannt in die Abendsonne setzen können. Aber er ist so aufgedreht und tatendurstig, dass er sich entschließt, noch eins draufzusetzen.

Er will heut noch mit dem Großkopferten über die Sonnenleitenwiese reden. Vorher findet er eh keine Ruh. Er freut sich

schon auf das Gesicht, das der machen wird, wenn er erfährt, dass die halbe Sonnleitenwiese jetzt dem Enkel vom Beingrüb'l gehört und nicht zum Verkauf steht. Und dass die einzige Möglichkeit, wie sie ihr Energieprojekt umsetzen können, darin besteht, Herbert als Mitgesellschafter zu akzeptieren. Damit rechnet der falsche Hund bestimmt nicht. Der glaubt, mit seinen schönen Worten kann er jeden für blöd verkaufen. Aber diesmal hat er sich geschnitten. Und wenn's ihm net passt, soll er's bleiben lassen. Allein kann der sowieso nix entscheiden.

Er fährt den Herzogberg hinauf in Richtung Modriach. Er weiß schon, wo der Großkopferte sich herumtreibt. Es beginnt eh schon zu dämmern, lang wird der kein Büchsenlicht mehr haben. Nach einer Kurve sieht er schon den Forstweg rechts von der Straße abgehen und folgt ihm ein paar Meter bis zu einer Weggabelung. Dann fährt er nach links und stellt seinen alten Lieferwagen am Wegrand ab. Er sperrt das Auto gewissenhaft zu. Es besteht zwar keine großartige Gefahr, dass jemand Lust verspürt, den alten Karren zu stehlen, aber man weiß ja nie. Er geht zur Gabelung zurück und biegt in den rechten Forstweg ein, der mit einem versperreten Schlagbaum vor ungebetenen Autofahrern geschützt ist.

Je weiter er in den Wald kommt, desto finsterer wird es. Aber das bisschen Dämmerlicht reicht aus, sicher auf dem Weg zu bleiben. Unangenehmer ist schon, dass es fast nur bergauf geht. Seine letzte Wanderung liegt Jahre zurück, aber die paar hundert Meter wird er ja wohl noch schaffen. Außerdem ist es besser, mit dem feinen Herrn allein zu sein. Was sie heut zu besprechen haben, braucht niemand zu hören.

Aber die Erwartung Beingrüb'ls, mit seinem Gesprächspartner allein zu sein, wird enttäuscht. Als er aus dem Wald auf die kleine Lichtung tritt, bemerkt er zwei dunkle Geländewagen am Ende des Weges. Aus dem Seitenfenster der Jagdhütte dringt Licht.

Das passt ihm jetzt gar nicht. Soll er wieder umdrehen und gehen? Auf eine bessere Gelegenheit warten? Ah nix, denkt er. Wo er sich schon die ganze Mühe gemacht hat mit dem

Herfahren und dem Aufstieg. Er wird mit dem Mann einfach draußen reden, basta. Und so trifft Beingröbl zum zweiten Mal an diesem Tag die falsche Entscheidung.

Zuerst muss er aber eine Stange Wasser in die Ecke stellen. So viel Bier hat er gar nicht getrunken, aber in letzter Zeit muss er auch mitten in der Nacht raus zum Pieseln. Alt werden ist scheiße. Aber was willst du machen? Erleichtert schüttelt er ab und zieht den Reißverschluss hoch. Seine Blase wird ihn jetzt nicht mehr ablenken.

Er geht an den Autos vorbei und umrundet ein mannshohes Grünerlengebüsch, das ihm die Sicht auf den Vorplatz der Hütte nimmt. In diesem Augenblick hört er merkwürdige Laute, mit denen er nichts anfangen kann. Ein hohes Wimmern, fast ein Jaulen – ist das ein Schrei gewesen? Es scheint aus der Hütte zu kommen. Vorsichtig zieht er sich hinter das Gebüsch zurück. Die klagenden Laute setzen wieder ein.

Neugierig streckt er den Kopf vor, als die Tür aufgerissen wird und ein heller viereckiger Lichtschein auf den Vorplatz fällt. Eine Gestalt stürzt über die Stufen und landet mit einem gequälten Aufschrei auf der Erde. Beingröbls Kopf zuckt zurück. Er hört Gejohle und Gegröle und lugt wieder vorsichtig um die Ecke. Drei Männer mit Gewehren in der Hand haben die Gestalt am Boden eingekreist.

Ja leck mich doch am Arsch!, denkt Beingröbl. Was treiben die da? Zwei der Männer sind ihm wohlbekannt, den dritten hat er noch nie gesehen. Die am Boden liegende Gestalt kann er nicht erkennen, die Männer verdecken ihm die Sicht. Er will schon ausspucken, kann sich aber gerade noch zurückhalten.

Die nächsten Sekunden entscheiden sein Schicksal. Er sieht, wie einer der Männer sein Gewehr anhebt und der Person auf dem Boden den Holzschaft in den Bauch rammt. In dem Augenblick entfährt ihm ein Schreckenslaut, und obwohl er sich sofort auf den Mund schlägt, ist es zu spät. Die Männer drehen sich sofort in seine Richtung, aber ihre Erstarrung löst sich schneller als die vom Beingröbl.

»Treibjagd!«, ruft der Jüngere und rennt hinter die Hütte.

Der Große läuft ein Stück zur Seite, ohne den Eindringling aus den Augen zu lassen. Dann repetiert er durch. Der Dritte kommt direkt auf Beingrübli zu, das Gewehr in Hüfthöhe.

Höchste Zeit, abzuhaufen. Zurück in den Wald, dorthin, wo er hergekommen ist. Aber der Weg ist ihm versperrt. Der Jüngere kommt hinter der Hütte hervorgerannt und blockiert diese Fluchtmöglichkeit. Die beiden anderen kommen von vorn und von der Seite. Beingrübli bleibt nur eine Richtung, in die er laufen kann. Sein Herz trommelt, während er versucht, so rasch wie möglich durch das peitschende Gesträuch zu den Bäumen auf der anderen Seite zu gelangen. Die einsetzende Dunkelheit ist sein einziger Schutz, er muss es schaffen.

Die Bäume sind schon zum Greifen nah, als ihm ein brennender Schmerz vom Rücken ins Bein fährt. Sein Ischiasnerv drückt ihn zu Boden, der Schmerz tobt ihm mit Messerstichen den Rücken hinauf. Doch sein Überlebenswille ist stärker. Er zieht sich an einer Staude hoch, taumelt weiter. Als er hinkend in den Wald eintaucht, merkt er, dass sich seine Verfolger nicht beeilen. Sie haben ihn von drei Seiten in die Zange genommen und treiben ihn vor sich her.

Der Waldboden wird abschüssiger. Sein Fuß verfängt sich an einer Wurzel, er schreit auf, als der Schmerz wieder explodiert. Er muss weiter, weiter ... Links von sich erkennt er einen Felsen, sonst kann er nichts sehen, die Nacht hat die Dämmerung endgültig abgelöst.

Blind stolpert Beingrübli vorwärts. Er weiß längst, dass er etwas gesehen hat, das er nie hätte sehen dürfen. Sie können ihn nicht davonkommen lassen. Sie haben die Todesstrafe verhängt, aber das reicht ihnen nicht. Er soll ihre Beute sein. Das gibt den Wahnsinnigen noch einen zusätzlichen Kick.

Die Rufe, das Lachen und Johlen kommen näher. Sein Entsetzen treibt Beingrübli vorwärts, auf einen felsigen Abgrund zu. Im letzten Moment erkennt er die Gefahr und schafft es abzubremsen, indem er sich an einem Ast festkrallt. Sein Atem geht pfeifend, er ist am Ende. Langsam dreht er sich um und sieht seine Verfolger keine fünf Meter entfernt stehen. Sie war-

ten ab, verhöhnen ihn, aber er kann den Sinn ihrer Worte nicht mehr erfassen. Ein Rauschen geht durch seinen Körper, er spürt einen Schlag und entsetzliche Schmerzen in der Brust. Dann verliert er das Bewusstsein.

Einer der Männer legt auf ihn an, doch er wird von den beiden anderen am Schuss gehindert.

»Der ist fertig. Gib nur Spuren.«

Ihre Beute liegt zusammengekrümmt vor ihnen. Ein Fußtritt, und sie fällt geräuschlos in den Abgrund.

Wenn je einer zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen ist, dann der alte Beingrübl.

7

»Was hat denn der Alte von dir gewollt?« Inspektor Franz Ratzinger wiegt sich in seinem Drehsessel hin und her. Die Hände hat er über dem Bauch gefaltet. »Du warst ganz schön lange bei ihm drin.«

Kammerlander brummt etwas Unverständliches und hängt seine Jacke über den Schreibtischstuhl.

»Jetzt sag schon. Was war denn?«

»Er hat gefragt, ob ich seinen Posten übernehmen will.«

Ratzinger zieht erstaunt die Augenbrauen hoch. »Ja ist er denn krank? Oder schon im Rentenalter?«

Kammerlander nickt und setzt sich. »Nächstes Jahr will er in Pension gehen. Und da hat er gefragt, ob er mich bei seiner vorgesetzten Behörde empfehlen soll.«

»Da schau her. Und? Willst du?«

»Hm. Ich weiß nicht. Man ist dann halt in erster Linie ein Verwaltungsbeamter. Da wird mir schon was fehlen. Du sollst übrigens in meine Fußstapfen treten.«

»Na, dann ist es überhaupt keine Frage, dass du willst. Du möchtest einem so guten Ermittler und Freund doch nicht die Karriere vermasseln?«

»Deine Selbstlosigkeit ehrt dich.«

»Du bist nicht der Erste, der das sagt. Frag mal meine Ex.«
Ratzinger lächelt versonnen. »Ein Leben ohne Starkl ... Man mag sich das gar nicht vorstellen.«

Jetzt grinst auch Kammerlander.

»Um deinen Schmerz ein wenig abzumildern: Ein Jahr lang dürfen wir uns ja noch an seiner Gegenwart erfreuen. – Ist was Neues reingekommen?«

»Ich hab hier nur eine Vermisstenanzeige liegen.«

Sehr schön. Dann kommen wir heute vielleicht schon mittags heim, denkt Kammerlander. Er freut sich auf das samstägliche Stockschießen, das er seit ein paar Monaten für sich entdeckt hat.

Ratzinger schiebt Kammerlander ein Blatt Papier auf den Schreibtisch.

»Ein junger Mann hat seinen Großvater abgängig gemeldet. Adresse irgendwo bei Sankt Martin. Ich tippe auf einen verwirrten Alten. Ist ja oft so. Die senilen Leutchen marschieren los und finden dann nicht mehr heim.«

»Hm. Hier steht, dass auch sein Wagen verschwunden ist.«

»Was ich immer sage: Ab einem gewissen Alter sollte der Führerschein ...«

»Ist schon etwas unternommen worden?«

»Klar. Witt hat alle Dienststellen benachrichtigt und Suchmannschaften ...«

Wie aufs Stichwort steckt Inspektor Witt seinen Kopf zur Tür rein. »Ist's gestattet?«

Kammerlander winkt ihn herein.

»Tja ... es geht um den verschwundenen Großvater.« Witt greift umständlich in seine Brusttasche.

Das Hemd spannt sich bedrohlich über seinem Bauch. Wenn die Knöpfe abplatzen, pfeifen uns die wie Projektile um die Ohren, denkt Kammerlander. Endlich zieht Witt ein Stück Papier heraus.

»Und?«

Witt beginnt sorgfältig, das Papier auseinanderzufalten.

»Kannst du falten *und* sprechen?«, fragt Ratzinger. »Also gleichzeitig?«

Witts Mondgesicht zeigt ein freundliches Lächeln.

Kammerlander ist immer wieder erstaunt, wie absolut schmerzfrei Witt Süffisanz begegnet. Sie gleitet an ihm ab wie ein Seidentuch.

»Also, da haben wir's ja schon. Der dreiundsiebzigjährige Valentin Beingrühl ist vom Revierförster gefunden worden. Mausestot. Ist wahrscheinlich gestürzt. Also einen Abhang hinab abgestürzt. Seinen Wagen hat die Streife auch gefunden.«

Witt atmet tief durch und reicht Kammerlander das Papier über den Schreibtisch. »Da steht auch drauf, wo sie Beingrühl und das Auto gefunden haben.«

»Vielen Dank.«

»Aber gern!«, sagt Witt und verlässt fröhlich das Büro.

Ratzinger starrt auf seine Computertastatur.

»*Einen Abhang hinab abgestürzt*. Also ich brauche jetzt einen Kaffee.«

»Nichts da. Wir haben zu tun.« Kammerlander denkt an das Stockschießen am Nachmittag. Da wäre es schon gut, bis Mittag mit dieser Geschichte fertig zu sein. »Der Fall löst sich nicht von allein.«

»Welcher Fall?«

»Solange wir nicht wissen, wie es zu diesem Todesfall gekommen ist, ist es ein Fall.«

»Na schön. Ich freu mich schon drauf, meine Beamten nächstes Jahr auch so herumzuseuchen.«

»Bis dahin musst du dir noch deine Sporen verdienen.«

8

»Wann haben Sie Ihren Großvater das letzte Mal gesehen?«

Herbert Reinweber sitzt mit den Beamten am Küchentisch

und lässt die Schultern hängen. Seine Augen sind gerötet, er muss schlucken, bevor er zu sprechen beginnt.

»Vorgestern. Vorgestern in der Früh. So um halb acht.«

»Und danach?«

»Bin ich zur Arbeit gefahren. Wie jeden Tag.«

»Und Sie arbeiten wo?«

»Im Kraftwerk Arnstein. Da bin ich Praktikant. Ich schau, ob alles in Ordnung ist und das Werkl läuft. Ist eh nicht viel zu tun, das meiste läuft automatisch ab. Man muss nur ein Auge auf alles haben.«

»Und danach?«

»Um vier bin ich nach Graz gefahren. Ich mach den Elektroingenieur im zweiten Bildungsweg.«

Kammerlander nickt verständnisvoll. »Das stelle ich mir sehr anstrengend vor. Neben der Arbeit.«

Der junge Mann zuckt mit den Schultern.

»Ist nicht so schlimm. Lernen kann ich im Kraftwerk. Das ist, wie gesagt, kein Stressjob. Aber wieso ist das wichtig? Den Opa macht's nicht mehr lebendig.«

»Da haben Sie recht. Aber bevor wir nicht wissen, was die Todesursache war, wird das Ableben Ihres Großvaters als unklarer Todesfall eingestuft. Da kann unter Umständen alles wichtig sein.«

Herbert Reinweber nickt resigniert.

»Wann sind Sie denn vorgestern heimgekommen?«, fragt Ratzinger mit gezücktem Stift und Notizbuch.

»So um halb zehn. Ich hab gesehen, dass alles dunkel gewesen ist, aber ich hab mir nichts gedacht dabei. Mein Opa ist öfter mal länger unterwegs gewesen. Um halb elf hab ich mich hingehauen, ich hab in der Früh ja wieder rausmüssen.«

»Und in der Früh ist Ihr Großvater immer noch nicht da gewesen. Ist Ihnen das nicht komisch vorgekommen?«

»Ja, freilich. Aber was hätt ich machen sollen? Als Erstes hab ich gesehen, dass sein Bett unberührt war. Dann hab ich in die Scheune geschaut. Da hab ich bemerkt, dass Opas Wagen nicht da ist. Ich hab herumtelefoniert, wo ich mir gedacht hab, dass er